

Ihr habt es schon bemerkt. Seit dem plötzlichen Tod von Paddy Bort leidet unsere Rubrik „lesezeichen“ beträchtlich. Tatsächlich fangen wir jetzt erst an, uns um „Ersatz“ zu kümmern. Gegenwärtig haben wir noch niemanden, der Zeit und Muse hat (bei dieser Aufgabe ganz wichtig!), um sich der irischen Literatur und der Literatur über Irland in einem Maße anzunehmen, die ihr gebührt.

Allerdings können wir uns vorstellen, dass es unter euch viele Lesebegeisterte gibt, die gerne das ein oder andere Buch rezensieren würden. Wenn dem so ist, dann meldet euch doch kurz per E-Mail bei uns, redaktion@irland-journal.de, und nennt uns den Titel des Buches, das ihr gerne fürs „irland journal“ besprechen wollt. Eine Liste mit Buchbesprechungen aus früheren Ausgaben könnte die Frage beantworten, ob wir diesen oder jenen Titel schon vorgestellt haben. Diese Liste aber gibt es leider (noch) nicht.

Kleiner Hinweis:

In der dieses Mal sehr viel kürzeren (LeserInnen-)Umfrage (auf die wir in diesem Heft mehrfach hinweisen) versuchen wir auch Antworten auf diese Fragen heraus zu bekommen:

- Wie wichtig ist Euch diese Rubrik generell – im Vergleich mit anderen?
- Lest Ihr eine Besprechung auch dann, wenn es sich um ein englischsprachiges Buch handelt?
- Sollten Buchvorstellungen viel kürzer sein, also ähnlich von sog. „Klappentexten“? Und damit mehr das Ziel haben, Euch kurz über die Art einer Neuerscheinung zu informieren als die dezidierte Meinung des Rezensenten zu lesen?

Vier Bücher möchten wir euch heute vorstellen, wengleich drei davon unter Zuhilfenahme fremder Quellen, z.B. dem „Perlentaucher“.

Wem der „Perlentaucher“ spontan nichts sagt, dem helfen wir gerne, unter Zuhilfenahme von Wikipedia, auf die Sprünge.

Zunächst eine kleine Hinführung:

Nette, kurze Konversation mit dem Alfred Kroner Verlag in Stuttgart. Der schickt auch schnell das Rezensionsexemplar (Grabgeflüster) – und wer soll das jetzt schnell lesen – und dann noch vorstellen? Reiner Zufall, dass der Verleger einmal wieder über das online-Kulturmagazin „Perlentaucher“ stieß. Eigentlich eine bekannte Instanz und beim Googeln von „Grabgeflüster“ ganz oben in der Trefferliste. Das Stichwort eingegeben – und siehe da: es erschienen die hier abgedruckten drei Rezi-Ausschnitte. Heißt: einen Versuch war das wert, vor allem schnell so umsetzbar. Wir werden uns mit den „Perlentauchern“ bei Gelegenheit über die Frage unterhalten, ob eine solche gelegentliche Zusammenarbeit nicht weiter vorstellbar wäre, im Interesse aller Beteiligten.

perlentaucher.de. Das Kulturmagazin (kurz auch: Der Perlentaucher) ist ein deutsches Online-Magazin für kulturelle Themen, insbesondere für Literatur. Laut IVW hatte die Website im Juli 2016 510.872 Besucher. Von 1.227.493 Seitenabrufen in diesem Monat stammten 77 Prozent aus dem Inland. Damit ist der Perlentaucher nach eigenen Angaben „wohl das größte Kulturmagazin im deutschsprachigen Netz“
Die Idee zum Perlentaucher hatten im Jahr 1999 Anja Seeliger und Thierry Chervel, der bis dahin als Journalist für die taz und die Süddeutsche Zeitung geschrieben hatte. Sie wollten damit dem geringen Gewicht entgegenwirken, das die Kul-

tur bis dahin im Internet hatte. Zusammen mit Adam Cwientzek und Niclas Seeliger gründeten sie mit eigenem Startkapital von 60.000 DM die Perlentaucher Medien GmbH als Betreibergesellschaft des neuen Portals. Seit dem 15. März 2000 ist die Webseite online.

In der Form lehnte man sich an die Presseschauen an, die Chervel als Kulturkorrespondent der SZ in Paris im französischen Hörfunk schätzen gelernt hatte: Die Übersicht sollte eher in der Art einer „persönlichen Kolumne eines Journalisten“ angelegt sein, der Zeitungen durchblättert und dabei spontane und durchaus subjektive Empfehlungen gibt, und sich damit von den bis dahin üblichen „amtlichen Verlautbarungen“ absetzen, wie man sie etwa aus dem Deutschlandfunk kannte.

Das Projekt, das Chervel selbst fünf Jahre nach der Gründung als „kleinen Familienbetrieb“ bezeichnet hatte, finanziert sich bis heute über Internetwerbung, die in der Form von Werbeanzeigen eingebunden oder in dem regelmäßig erscheinenden Newsletter enthalten ist, welcher per E-Mail frei verbreitet wird. Die Angebote werden vor allem von Buchverlagen genutzt. Die werktägliche Presseschau „Heute in den Feuilletons“ wurde zudem bis Juli 2016 von Spiegel Online im Rahmen einer Kooperation übernommen. Drei Jahre nach ihrer Gründung, im Jahr 2003, wurde die Website mit dem Grimme Online Award Medienjournalismus ausgezeichnet. Die Jury bezeichnete Perlentaucher.de als ein „einzigartige[s] ‚Journal der Journale‘“.

Quelle: Wikipedia

Perlentaucher Medien GmbH

Eichendorffstr. 21

10115 Berlin

Tel.: 030 - 257 66 43-0

Fax: 030 - 257 66 43-9

E-Mail: service@perlentaucher.de

www.perlentaucher.de

Máirtín Ó Cadhain Grabgeflüster

Ein Buch von Máirtín Ó Cadhain wurde in der ij-Ausgabe **xxxxx** bereits besprochen „Der Schlüssel“. Eine makrabre Beschreibung eines sich verselbständigenden Verwaltungsapparates. Ó Cadhain Werke werden aus stilistischen und inhaltlichen Gründen gerne auch mit den Arbeiten von James Joyce, hin und wieder auch mit denen Samuel Becketts verglichen. Er war Professor für Irisch am Trinity College und übersetzte „Die Internationale“ und das „Kommunistische Manifest“ ins Irische.

Der Alfred Kröner Verlag hat sich nun einem Teil des Werkes von Ó Cadhain angenommen und konnte für die Übersetzungen die renommierte Übersetzerin aus dem Irischen, Gabriele Haefs, gewinnen.

Im Klappentext heißt es:

Stellen Sie sich vor, Sie sind tot und das ganze Elend geht einfach weiter. In Máirtín Ó Cadhains „Grabgeflüster“ sind sämtliche Protagonisten tot und begraben, doch unter der Erde treffen sie sich wieder – und jammern, lästern, schimpfen, fluchen und intrigieren, dass es eine wahre Lust ist.

Der Literaturkritiker Denis Scheck meint: „Dieser Autor ist eine veritable Entdeckung“

Und das schreibt die Presse über „Grabgeflüster“:

Die Welt, 22.07.2017

Was für eine Entdeckung, jauchzt Rezensent Rainer Moritz über diesen 1949 erschienenen Roman des irischen Autors Máirtín Ó Cadhain, den die Lektorin Julia Aparicia Vogl in einer irischen Buchhandlung fand und fortan alle Hebel in Bewegung setzte, das Werk für das deutsche Publikum zugänglich

zu machen. Mit Erfolg, fährt der Kritiker fort, der nicht nur glücklich über die nuancenreiche Übersetzung der in der Keltologie bewanderten Übersetzerin Gabriele Haefs ist, sondern auch gebannt den „furiosen“ Totengesprächen lauscht, die jede Menge Gerüchte, Stammtischparolen und Bosheiten enthalten. Bisweilen erinnern Moritz die Gespräche an die „heillos verstrickten“ Dialoge in Samuel Becketts Theaterstücken.

Frankfurter Rundschau, 01.07.2017

Sylvia Stauder unterhält sich gut mit Máirtín Ó Cadhains im irischen Original bereits 1949 erschienenem Roman. Gabriele Haefs Übersetzung scheint ihr fein genug, um den verrückten Text zu erfassen und die direkte Rede eines ganzen Dorfes Untoter, die aus ihren Gräbern tratschen und schimpfen, dass es für Stauder eine Freude ist. Der Witz ist laut Rezensentin, dass die Toten ebenso zetern wie die Lebenden, über irische Geschichte, Mythologie und den schiefen Schornstein. Gut, dass es eine Übersicht zu den Sprechern gibt und Anmerkungen, meint Stauder, so wird diese wortgewaltige schwarze Gesellschaftssatire „von unten“ für die Rezensentin zum amüsanten Leichenpalaver.

FAZ, 21.06.2017

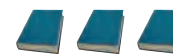
Rezensent Jan Wilm zeigt mit Máirtín Ó Cadhains erstmals 1949 erschienenem Roman einen, wie er findet, fulminant eigensinnigen Text in „sehr glücklicher“ Übersetzung durch Gabriele Haefs an. Zu entdecken sind laut Wilm ein Autor, in seiner Wendung nach Innen noch radikaler als Beckett und Joyce, und ein Buch, in dessen Zentrum nicht der Plot steht, sondern die Sprache und der Witz, den der Autor ihr zu entlocken weiß. Der Reigen der Toten, die sich im Buch aus ihren Gräbern erheben und die Cadhain fluchen lässt, was das Zeug hält, braucht gar keine visuellen Konturen, meint Wilm. Die irische

Schnoddrigkeit klingt aus ihren verwesenden Mündern kakophonisch schön und dank der Übersetzung auch schön plastisch, findet der Rezensent.



Máirtín Ó Cadhain Grabgeflüster

Roman,
Alfred Kröner Verlag,
Stuttgart 2017,
ISBN 9783520601018,
gebunden, 461 Seiten,
24,90 EUR



Jess Kidd Der Freund der Toten

Der charmante Gelegenheitsdieb und Hippie Mahony glaubte immer, seine Mutter habe ihn aus Desinteresse 1950 in einem Waisenhaus in Dublin abgegeben. Sechszwanzig Jahre später erhält er einen Brief, der ein ganz anderes, ein brutales Licht auf die Geschichte seiner Mutter wirft. Mahony reist daraufhin in seinen Geburtsort, um herauszufinden, was damals wirklich geschah.

Sein geradezu unheimlich vertrautes Gesicht beunruhigt die Bewohner von Anfang an. Mahony schürt Aufregung bei den Frauen, Neugierde bei den Männern und Misstrauen bei den Frommen. Bei der Aufklärung des mysteriösen Verschwindens seiner Mutter hilft ihm die alte Mrs Cauley, eine ehemalige Schauspielerin. Furchtlos, wie sie ist, macht die Alte nichts lieber, als in den Heim-

lichkeiten und Wunden anderer herumzustochern. Sie ist fest davon überzeugt, dass Mahonys Mutter ermordet wurde. Das ungleiche Paar heckt einen raffinierten Plan aus, um die Dorfbewohner zum Reden zu bringen. Auch wenn einige alles daran setzen, dass Mahony die Wahrheit nicht herausfindet, trifft er in dem Ort auf die eine oder andere exzentrische Person, die ihm hilft. Dass es sich dabei manchmal auch um einen Toten handelt, scheint Mahony nicht weiter zu stören ...

Und das schreibt die Presse über „Der Freund der Toten“:

Die Zeit, 02.11.2017

Susanne Mayer hat viel Respekt übrig für Jess Kidd und ihren Versuch, ein dunkles poetisches Drama um ein Waisenkind aus einem nordirischen Dorf zu erzählen. Dass nicht alles Tiefe erhält in diesem Text, liegt einfach an der Fülle von bizarren Figuren und Handlung, meint Mayer. Szenen von großer Kraft, zarte und rotzige Charaktere, wechselnde Tonarten und Haltungen faszinieren die Rezensentin beim Lesen. Erotische Liebe und die „fundamentalistische Rechtschaffenheit“ der irischen Provinz kann ihr die Autorin gleichermaßen überzeugend und mit viel Sinn für Atmosphäre vermitteln, auch wenn Mayer dafür so manchem Zickzack-Kurs der Erzählung folgen muss.

Frankfurter Rundschau, 20.06.2017

Petra Pluwatsch erzählt den Plot des Debütromans von Jess Kidd, um danach festzustellen, dass dessen Umsetzung das Entscheidende für das Gelächter und die Spannung beim Lesen ist. Rückblenden etwa, jede Menge Situationskomik und Kidds schnoddriger Sprachstil, den Pluwatsch gekonnt ins Deutsche übertragen findet von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. Allerhand weit

zurückreichende Aufregungen in einem irischen Dorf im Jahr 1976 werden für die Rezensentin so noch aufregender.



Jess Kidd
Der Freund der Toten
 Roman,
 DuMont Verlag,
 Köln 2017,
 ISBN 9783832198367,
 gebunden, 384 Seiten,
 20,- EUR



Friedhelm Rathjen
Beinarbeit, Kopfarbeit
Fahrradfahren und Literatur
in Irland und anderswo

Über das Radfahren lassen sich Geschichten erzählen, und beim Radfahren läßt sich der Literatur nachstrampeln. Daß dies radfahrend in Irland und beim Lesen irischer Literatur besonders gut geht, legen die teils feuilletonistischen, teils literaturwissenschaftlich fundierten Texte dieses Buches nahe, aber es kommen auch einige andere Weltgegenden in den Blick, ebenso wie nichtirische Autoren.

Literarische Radreisen führen uns durch Amerika und den Rest der Welt, nach Nordfriesland und gleich dreimal durch alle Teile Irlands. Das Radfahren in der Literatur wird analysiert anhand von Texten der Herren McCabe, Heaney & Co., James Joyce, Samuel Beckett und zweimal Arno Schmidt.

Inhalt

- *Vorbemerkung*
- *Kommt Zeit, kommt Rad. Per Fahrrad durch Amerika und den Rest der Welt*
- *Unter Noldes Himmel. eine Deutschstunde im Winter in der Wiedingharde im wilden Norden Deutschlands*
- *Irish Tour. Per Drahtesel einmal um die Insel (1978)*
- *Irish Tour de France. Im gelben Trikot von Dublin nach Cork (1998)*
- *Postskript zur Tour de France*
- *Die Grenzerfahrung. Von Dundalk nach Derry an der Border entlang (1999)*
- *Was tickt denn da? Von Dichtung, Fahrrädern und seltsamen Fragen*
- *Dädalus auf dem Fahrrad. Korrektur einer James-Joyce-Legende*
- *Becketts Fahrräder. Von Last und Lust zwischen Lenker und Tretlager*
- *„Fahrräder: die schönsten Maschinen!“. Zum Radfahren bei Arno Schmidt*
- *Mit dem Tandem nach Hamburg. Korrektur einer Arno-Schmidt-Legende*
- *Nachweise*



Friedhelm Rathjen
Beinarbeit, Kopfarbeit
Fahrradfahren und
Literatur in Irland und
anderswo,
 Edition ReJoyce,
 Südwesthörn, 2018,
 ISBN 978-3-947261-04-8,
 172 Seiten, 17,- EUR

Neubuch, direkt vom Autor, lieferbar ab Anfang Februar 2018. Auf Wunsch vom Autor signiert (bitte ggfs. bei Bestellung angeben). Weitere Details bei Bedarf von rejoyce@gmx.de.

„Ich würde gern behaupten, daß es ohne das Fahrrad keine Literatur gäbe, doch da die Geschichte der Literatur lange vor Erfindung des Fahrrads einsetzt, ist mir das leider nicht möglich. Für mich persönlich immerhin kann ich sagen, daß erst das Fahrrad mich zur Literatur brachte. Ich war noch kein Leser, als ich 1978 zu meiner ersten Irlandtour aufbrach, und das im vorliegenden Band abgedruckte Protokoll jener Tour macht mehr als deutlich, daß meine ersten Irland-Erfahrungen literaturlose waren – doch jene erste Tour veranlaßte mich, wenigstens anschließend mit der Lektüre irischer Literatur zu beginnen, und so wurde aus dem Nurradler ein ernsthafter Leser richtiger Literatur, nämlich eines Joyce und eines Beckett und schließlich auch eines Nichtirenamens Arno Schmidt. Wie ich beim Radfahren schwere Gänge bevorzuge, ist mir auch beim Lesen schwere Kost am liebsten, und so gehören Radtouren und Literaturen inzwischen unbedingt zusammen. Folglich war es nur eine Frage der Zeit, bis ich mich auch mit der Radfahrthematik innerhalb der Werke der drei genannten und manch anderer Autoren zu beschäftigen begann. Die Resultate dieser Beschäftigung sind auf den folgenden Seiten zu finden. Die Anordnung der Texte zeichnet den Prozeß der graduellen thematischen Annäherung und Vertiefung nach – von der rein touristischen Tour aus dringen wir immer weiter in die Literatur ein, bis hin zu dem Punkt, an dem wir Geschriebenes wiederum in Zweifel ziehen durch Abgleich mit außertextuellen Erkenntnissen.“

All das wäre womöglich nie geschehen, hätte ich nicht ganz am Anfang Glück im Unglück gehabt. Nämlich am 16. Juli 1978, als mich in der Wesermarsch auf dem Weg nach Bremerhaven im Gegenwind vorzeitig die Kräfte verließen. Vielleicht lag es daran, daß

ich morgens nach zu kurzem Schlaf aufgestanden war, weil ich mich bis spätnachts in der Disco ausgetobt hatte – Beinarbeit zwar, die als Training für eine Radtour sinnreich sein kann, aber der Effekt braucht länger als eine verkürzte Nacht, um produktiv werden zu können. Wahrscheinlich wäre es klug gewesen, vorher einmal zu testen, ob mehrstündiges Radfahren gegen den Wind sich mühelos ebenso flott bewältigen ließ wie die mir gewohnten kleinen Ausflüge ins nächste Dorf. Der naive Glaube, es müsse wohl so sein, ging mir jedenfalls an besagtem Julitag verloren, ich verlangte ständig nach Pausen (damals wußte ich noch nicht, daß häufiges Pausieren bei längeren Radtouren eher schädlich als nützlich ist, da es den Rhythmus bricht), die Beine verweigerten mir den Dienst, die Englandfähre war eigentlich nicht mehr zu erreichen. In dieser mißlichen Situation gabelten mich zwei junge Männer auf, verfrachteten mich und mein Rad nach kurzer Erklärung in ihren Kleinbus, ebenso die beiden Freunde, die mir vorausgeeilt waren, und brachten uns doch noch pünktlich zum Fähranleger. Hätten die beiden Kleinbusfahrer nicht angehalten, als sie mich hilflos am Straßenrand erblickten, was wäre wohl passiert? Wäre meine erste Irlandtour zu Ende gewesen, bevor sie noch begann? Hätte ich niemals die Literatur für mich entdeckt? Wäre der Zusammenhang zwischen Radfahren und Literatur in Irland und anderswo ungepriesen geblieben? Zu befürchten ist es, und so sei er hiermit sehr verspätet endlich ausgesprochen, der grenzenlose Dank an jene beiden namenlosen Retter in höchster Not. Ohne glückliche Zufälle geht es eben nicht, beim Radfahren nicht und auch nicht in der Literatur“.

F.R., Westerholz – Wicklow Hills – Südwesthörn, 1978-2018



Achtung: das ist auch eine Bewerbung durch den irish-shop.de:

Es gibt Hunderte von Büchern über das **Book of Kells**; nicht so viele auf Deutsch. Das hier ist sicher eines der besten. Produktinformation – da muss man genau hinsehen, wenn man vergleichen will:

- Gebundene Ausgabe (Hardcover): 256 Seiten
- Verlag: Verlag Herder; Auflage: 1 (25.10.2012)
- Sprache: Deutsch
- ISBN-10: 3451325632

Unser Preis: nicht 79, nicht 74, sondern genau 47,95 EUR. Art-Nr. im Irish-Shop: 1918619

**Wiegt gute 2 Kilo!
Jetzt seid Ihr dran!**

Ein exzellentes (Weihnachts-) Geschenk für die gute Bekannte oder den Irlandfreund.

 irish-shop.de

The Book of Kells

von Bernard Meehan

Eine Besprechung von **Colm Toibin**

aus: **theguardian**

Weihnachten 1922 schickte James Joyce seiner größten Gönnerin und Unterstützerin Harriet Shaw Weaver ein Geschenk. Es handelte sich um ein Faksimile einiger Seiten des *Book of Kells*, jener aufwendig illustrierten alten irischen Handschrift. Joyces *Ulysses* war zu dem Zeitpunkt bereits veröffentlicht, und er hatte gerade damit begonnen, das Gerüst von *Finnegans Wake* zu entwerfen. Das *Book of Kells* blieb dabei ein fortwährender Einfluss für das neue Werk, in dem Joyce auch explizit auf eine Seite daraus eingehen würde.



Achtung: zum Zeitpunkt der Veröffentlichung hier haben wir noch 43 Exemplare – nicht weniger, aber eben auch nicht mehr!!



a Als sein Freund Arthur Power Rat hinsichtlich der Kunst des Schreibens suchte, riet ihm Joyce, dass er sich mit dem *Book of Kells* beschäftigen solle. „Egal, wo ich gewesen bin“, schrieb er, „ob in Rom, Zürich oder Triest, stets hatte ich es bei mir, und ich habe stundenlang das handwerkliche Können seiner Schöpfer studiert. Es ist das Irischste, was wir haben, und einige der großen, sich über eine ganze Seite erstreckenden Initialen haben die Substanz und Tiefe eines Kapitels aus dem *Ulysses*. Ja, man kann sogar einen Großteil meines schriftstellerischen Werkes mit diesen komplexen Illustrationen vergleichen.“

James Joyces Behauptung, das *Book of Kells* sei „das Irischste, was wir haben“, entsprach nicht ganz der Wahrheit. Es sieht eher so aus, als sei das Buch im späten achten Jahrhundert auf der schottischen Insel Iona entstanden, wo mein Namensvetter, der heili-

ge Columban beziehungsweise Colmcille (oder auch „Columkiller“, wie Joyce ihn in *Finnegans Wake* nannte), im sechsten Jahrhundert ein Kloster gegründet hatte. Es ist durchaus möglich, dass es, als ab 795 die ersten Überfälle der Wikinger erfolgten, zur sicheren Verwahrung ins nördlich von Dublin gelegene Kells in der Grafschaft Meath gebracht wurde. Es könnte aber auch von Mönchen aus Iona erst in Kells geschaffen worden sein. Oder es entstand an beiden Orten. Die Illustrationen stammen auf jeden Fall nicht nur von einer Person, und es gibt keine Hinweise, die nahelegen würden, dass sie nur an einem einzigen Ort entstanden wären.

Als Folge der Rebellion von 1641, in der die Stadt Kells stark zerstört wurde, geriet die Unversehrtheit der Handschrift in Gefahr, und so wurde sie – vermutlich 1653 – nach Dublin gebracht und dem dortigen Trinity

College als Schenkung überlassen, wo sie heute ausgestellt ist und jedes Jahr von einer halben Million Menschen bewundert wird. 1849 zeigte man es Königin Victoria, die es zusammen mit ihrem Gatten Prinz Albert für angebracht hielt, sich auf dem Vorsatz zu verewigen, der im Zuge einer Neubindung des Buches 1826 hinzugefügt worden war. Nach und nach wurde das *Book of Kells* immer populärer und schließlich berühmt, nicht nur wegen seiner prachtvollen Gestaltung, sondern auch, weil es als Beweis dafür angeführt werden konnte, dass es in Irland bereits eine fortgeschrittene klösterliche Zivilisation gab, als auf dem Großteil der Nachbarinsel noch weitgehend barbarische Zustände herrschten.

die 340 Seiten starke Originalversion des Buches besteht aus einer lateinischen Abschrift der vier Evangelien, einigen einleitenden Texten sowie wunderschönen, kunstvollen und verspielten Ornamenten. **Die Neuausgabe umfasst eine leicht verständliche Zusammenfassung der Geschichte des Buches und seiner Ikonografie von Bernard Meehan, des Kustos für Handschriften am Dubliner Trinity College, und mehr als zweihundert Illustrationen, die einen realen Eindruck davon vermitteln, wie außerordentlich prachtvoll und komplex das Original ist.** Betrachtet man diese Illustrationen, wird leicht ersichtlich, warum Joyce das Buch so sehr mochte. Jede einzelne Seite vermittelt ein Gefühl für den genialen Geist, der hier am Werk war. So wie man sich anhand der Muster und Stimmungen des *Ulysses* und der Wortspiele und -rätsel in *Finnegans Wake* Joyces meisterhaftes Talent vor Augen führen kann, lassen sich manche Seiten des *Book of Kells* am besten als „work in pro-



Darstellung aus dem Johannes-Evangelium im *Book of Kells*: „Es enthält mehr als zweihundert Illustrationen, die einen realen Eindruck davon vermitteln, wie außerordentlich prachtvoll das Original ist.“

gress“ auffassen, bei dem die Mönche vorhandene Lücken mit kunstvollen farbigen Rätselformen, sich schlängelnden und Schleifen bildenden Linien, Knoten und Verflechtungen füllten. Sie verwendeten Ornamente um ihrer selbst Willen, Farbe aus reiner Freude daran und erhoben die Kalligrafie zu einer großartigen und spielerischen Kunstform. Ein Teil der spürbaren Energie des Buches ist auf die Qualität der Farben zurückzuführen. Selbst in der Reproduktion lassen sich außergewöhnliche Schattierungen von Blau, Gelb, Rostbraun, Rot, Grün und Violett ausmachen. Manche Seiten wirken so formvollendet, als wäre der Mönch, der sie schuf, ein Liebhaber von Mustern, Design und Symmetrie gewesen, hätte aber Freude daran gehabt, dem Anschein größter Ordnung ohne ersichtlichen Grund ein winziges verspieltes Detail oder eine weitere Farbe hinzuzufügen, so als liebte er die Darstellung tierischer Formen, von Vögeln oder Gesichtern von Heiligen und Engeln als reine Verzierung.

meehans Erläuterungen aber verwehren sich dem Eindruck, dass die Seiten des *Book of Kells* zu reinem Selbstzweck entstanden seien. Er macht deutlich, dass es

wichtige religiöse Gründe für die Ornamentik gab und schreibt: „Obwohl die Ornamentik des *Book of Kells* sehr komplex und an manchen Stellen durchaus verwirrend sein mag, behandelt sie doch konstant dieselben Themen, auch wenn diese in einer Vielzahl von Bildern ausgedrückt werden. Sie verweisen auf vielfältige Weise, einschließlich Tieren und Gegenständen, auf Christus, sein Wesen und sein Leben, sein Leiden am Kreuz und seine Auferstehung. Die vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes haben alle ihre jeweils eigenen Symbole.“ Meehan zeigt, wie die Ornamentik im Buch Aussagen unterstreichen sollte, und verweist etwa auf die Verwendung des Kreuzes „in zahllosen Größen und Formen“ auf beinahe jeder Seite. Seine Erläuterungen zu den im Buch verwendeten Symbolen ist faszinierend, er gesteht aber auch ein, dass es mitunter unklar bleibt, wie ein Teil der verwendeten Ikonografie aufgefasst werden kann.



Seine nüchterne Betrachtungsweise des Werkes bildet ein wertvolles Gegengewicht zu einem bloß beiläufigen Durchblättern der Seiten, wo man zum Beispiel auf eine witzig aussehende Katze stößt, die eine Ratte mit einer Hostie im Mund verfolgt, oder auf zwei weitere Katzen, auf denen Ratten reiten und die wenig dagegen tun, dass zwei andere Ratten an einer Hostie knabbern.

Vermutlich hat Meehan recht, wenn er sagt, dass der Pfau „für Christus' Unbestechlichkeit steht“, aber es war auch eine göttliche Gabe, die da dem Mönch, der ihn zeichnete, zuteilwurde, wenn er einerseits in der Lage war, den Kopf und den Schnabel des Vogels mit einer Art ärgerlich-kummervollem Ausdruck darzustellen, andererseits aber eine wunderbare Vielfalt an Strukturen für den Rest seines Körpers zu finden.

So betrachtet, findet sich im *Book of Kells* ein frühes Beispiel für den Kampf zwischen dem Ernsthaften und Verspielten in der Kunst, zwischen dem Gefühl der Pflichterfüllung bei den Mönchen durch die Illustrierung der Evangelien und der Tatsache, dass sie möglicherweise gleichzeitig großen Spaß dabei hatten, trotz oder gerade wegen des Leidens Christi am Kreuz, indem sie Bilder schufen, die nicht nur von ihrem Talent als Künstler zeugten, sondern auch von dem Geist, dem ein James Joyce und viele andere Künstler nach ihnen nachzueifern versuchten.

9.12. 2012

Übersetzung: Stefan Backes